

Prolog

Die Epoche der Romantik lässt sich in Deutschland etwa von 1795 bis 1848 einordnen und entstand als Gegenbewegung zur Aufklärung sowie zur beginnenden Industrialisierung. Während zuvor vor allem Vernunft und Fortschrittsdenken im Mittelpunkt standen, richteten die Romantiker ihren Blick verstärkt auf Gefühle, Fantasie und die innere Erfahrungswelt des Menschen. Die Natur wurde dabei nicht mehr nur als äußere Realität verstanden, sondern als beseelter Raum, der eng mit der menschlichen Seele verbunden ist und innere Zustände widerspiegelt. Typische Motive wie Nacht, Wald, Geheimnis oder das Unbewusste zeigen, dass die Romantik eine Welt erschließen wollte, die sich der rein rationalen Erklärung entzieht.

Besonders anschaulich wird dieses romantische Denken im Raum der Westpfalz, der mit Landschaften wie der Sickinger Höhe, dem Pfälzerwald oder markanten Orten wie dem Teufelstisch ideale Voraussetzungen für romantische Vorstellungen bietet. Die Region ist geprägt von Wäldern, Felsen, Höhenzügen und historischen Spuren, die häufig mit Sagen und mündlich überlieferten Geschichten verbunden sind. Genau diese Verbindung von realem Ort und fantastischer Erzählung wurde von uns im Verlauf des Projekts herausgearbeitet. So werden beispielsweise der Teufelstisch bei Hinterweidenthal, der Horschelskopf bei Höheinöd oder die Sickinger Höhe nicht nur als geografische Orte beschrieben, sondern als Schauplätze von Geschichten über Teufel, Hexen, verschwundene Burgen oder geheimnisvolle Erscheinungen. Dadurch wird deutlich, wie stark die Wahrnehmung der Landschaft durch Fantasie und Erzähltradition geprägt ist.

Gleichzeitig wurde in den ersten Arbeitsphasen deutlich, dass die Motivation, selbst ein Märchenbuch zu schreiben, nicht nur im kreativen Schreiben liegt, sondern vor allem darin, regionale Orte, Überlieferungen und Vorstellungen literarisch neu zu gestalten. In Arbeitsphase 1 wurden zentrale Merkmale der Romantik herausgearbeitet, also die Bedeutung von Natur, Fantasie, Gefühl, Religion, Nacht, Wald und Geheimnis sowie die besondere Rolle von Volkslied, Sage und Märchen. Gerade dadurch wurde verständlich, warum sich die Westpfalz mit ihren dunklen Wäldern, Felsen, Burgen, Höhenzügen und mündlich weitergegebenen Geschichten besonders gut als Ausgangspunkt für eigene romantische Märchen eignet.

Auch Arbeitsphase 2 war für die Entstehung der Märchen entscheidend, weil dort gezielt regionale Stoffe gesammelt, geprüft und weiterentwickelt wurden. Dabei wurden konkrete Orte untersucht, Zeugen befragt und verschiedene lokale Überlieferungen festgehalten, zum Beispiel zum Teufelstisch, zum Horschelskopf, zu verschwundenen Burgen oder zum Hexenglauben auf der Sickinger Höhe. Gerade diese Auseinandersetzung mit realen Orten und regionalen Erzählsuren hat gezeigt, dass Märchen nicht einfach frei erfunden sein müssen, sondern aus einer Verbindung von Geschichte, Landschaft, Sage und Fantasie entstehen können. Die Motivation für dieses Märchenbuch lag deshalb auch darin, etwas Eigenes zu schaffen, das eng mit unserer Region verbunden ist und gleichzeitig typische Merkmale der Romantik literarisch umsetzt.

Auch zentrale Merkmale der Romantik spiegeln sich direkt in den Märchen wider. Die Natur erscheint als lebendiger und bedeutungsvoller Raum, der auf die Figuren einwirkt und ihre Gefühle widerspiegelt. Besonders der Wald und die Nacht werden immer wieder als Orte des Unheimlichen, aber auch der inneren Erkenntnis dargestellt. In den entwickelten Märchen und Sagen zeigt sich zudem die typische romantische Verschmelzung von Realität und Fantastik: Figuren begegnen übernatürlichen Wesen, durchlaufen Prüfungen und gelangen am Ende zu einer inneren Veränderung oder Erkenntnis. Diese Struktur verdeutlicht, dass nicht nur die äußere Handlung, sondern auch die innere Entwicklung im Zentrum steht.

Gleichzeitig wird in den Arbeiten der historische Hintergrund der Region sichtbar. Die Westpfalz, die in der Zeit der Napoleonischen Kriege und der politischen Umbrüche im deutschen Südwesten von Unsicherheit und Veränderungen geprägt war, erscheint als Raum, in dem sich das Bedürfnis nach Rückzug in Natur, Geschichte und Fantasie besonders deutlich zeigt. Die Hinwendung zu alten Sagen, mittelalterlichen Motiven und lokalen Erzählungen kann daher auch als Ausdruck der Suche nach Identität und Orientierung verstanden werden.

Insgesamt zeigen unsere Ergebnisse, dass die Westpfalz nicht nur eine Kulisse, sondern ein zentraler Erfahrungsraum der Romantik ist. Die Verbindung von realer Landschaft, historischer Tiefe und fantasievoller Ausgestaltung macht deutlich, wie sich die wesentlichen Merkmale der Epoche – Naturverbundenheit, Mystik, Sehnsucht und die Bedeutung von Märchen und Sagen – konkret vor Ort wiederfinden und literarisch gestalten lassen. Gerade daraus entstand die Motivation, ein eigenes Märchenbuch zu verfassen: nicht nur, um Merkmale der Romantik theoretisch zu beschreiben, sondern um sie mit regionalen Stoffen selbst produktiv umzusetzen und dadurch zu zeigen, dass die Westpfalz bis heute ein Raum ist, in dem romantisches Erzählen glaubwürdig und anschaulich entstehen kann.

DLK, MSS 12, März 2026

OstR' K. Graf

Das Mordloch – Annu Choudhary

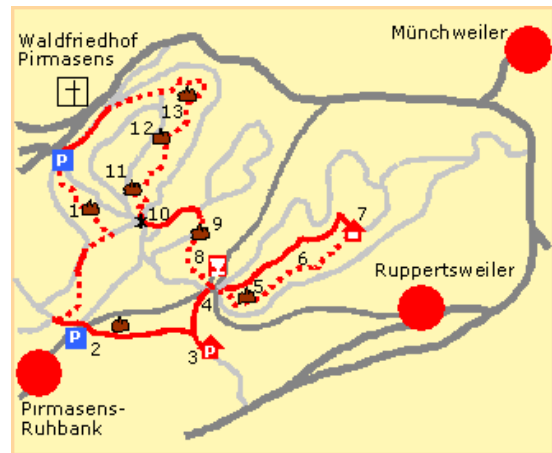
Es war einmal ein kleiner Prinz. Er lebte in einem kleinen Königreich am Rand des Waldes. Es war für jeden verboten, in diesem Wald zu gehen, da sich dort das Mordloch befand. Niemand wusste, warum man nicht in diesen Wald durfte. Der König, Vater des Prinzen, sagte immer: „Geh nicht zum Mordloch. Dort ist es gefährlich und nicht geheuer.“

Doch der Prinz war neugierig und ging eines Tages, ohne dass sein Vater es mitbekam, in diesen Wald. Der Weg wurde immer enger und die Bäume standen dicht nebeneinander. Es war ganz still, sodass der Prinz nur noch seine eigenen Schritte hörte,

nicht einmal die Vögel konnte er singen hören.

Dann kam er endlich an, zum Mordloch. Es war tief im Wald und dazu sehr dunkel, die Bäume ließen kaum Licht durch. Plötzlich hörte er eine leise Stimme: „Warum bist du hier?“ Er erschrak und sagte: „Wer ist da? Komm raus, wo immer du auch sein magst.“ Da wurde es plötzlich eiskalt im Wald. Der Prinz konnte sich kaum bewegen und plötzlich kam eine dunkle Gestalt zum Vorschein. Sie hatte kein richtiges Gesicht. „Du hättest nicht kommen dürfen ...“, sagte die Stimme. Der Prinz bekam große Angst. „Wer bist du?“, flüsterte er. Die Gestalt kam näher. „Ich bin das, was hier passiert ist.“ Der Boden begann leicht zu beben. Der Prinz sah, dass der Boden am Mordloch aufgerissen war. „Vor vielen Jahren ...“, sagte die Gestalt langsam, „haben Menschen hier einen Mann getötet und in dieses Loch geworfen.“ Plötzlich hörte der Prinz Stimmen, viele Stimmen. Sie kamen aus dem Loch. „Hilf uns ...“, riefen sie. Der Prinz hielt sich die Ohren zu, damit er weder die Gestalt noch die Stimmen aus dem Mordloch hören konnte, aber die Stimmen wurden immer lauter. „Wer einmal hierher kommt ...“, sagte die Gestalt, „gehört für immer zu uns.“ Der Prinz wollte weglaufen, doch seine Füße bewegten sich nicht mehr. Langsam zog ihn etwas nach vorne, direkt zum Rand des Lochs. Er blickte ins Mordloch. Es war tief, viel zu tief und komplett dunkel. Dann sah er Hände, viele Hände, die nach ihm griffen. Der Prinz schrie laut und mit letzter Kraft riss er sich los und rannte weg. Er rannte und rannte, ohne stehen zu bleiben. Aber ohne jegliches Glück. Egal wie viel er lief, er kam nicht mehr weg. Schlussendlich wurde er von den Händen gepackt. Ganz langsam wurde er zurückgezogen. Er versuchte sich zu wehren, aber ohne Erfolg. Die Hände zogen ihn in die Tiefe des Mordlochs, bis er komplett verschwand. Man konnte nun auch keine Schreie mehr hören. Es war wieder ganz still im Wald. So, als ob nie jemand hier gewesen war.

Seit diesem Tag hat niemand den Prinzen je wieder gesehen. Die Menschen sagen, dass man nachts immer noch die Hilferufe des Prinzen hören kann. Aber wer sie hört, sollte sofort umkehren.



Der Knecht und der Teufel – Milena Schweitzer

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein alter Knecht. Der Knecht suchte bereits eine geraume Weile nach einer passenden Anstellung. Dies war gar nicht so einfach, denn er hatte eine Hand, welche mit einer schmerzlichen Gicht befallen war. Als er eines Tages an einer Lichtung mitten im Wald mit wunderschönen Sandsteinen und Bächen ankam, sah er am Ende der Lichtung ein großes Gutshaus. Der Knecht beschloss, an diesem schönen Ort, mitten in der Natur, fern von allem Übel, sich nach einer Stelle zu erkundigen.



In dem Haus lebte eine Gutsherrin. Als sie ihn sah, nahm sie ihn umgehend in ihre Dienste auf. Gleich begann er, seine Habseligkeiten in sein neues Heim zu bringen. Aufgrund seiner schmerzenden Hand fiel ihm das Tragen nicht leicht. Und so geschah es, wie es geschehen musste: Der Knecht ließ mit einem lauten Donnern seine Tasche fallen. Die Gutsherrin erschrak fürchterlich, doch war sie nicht erzürnt darüber. Sie trat an den Knecht heran und fragte, wie dieses Missgeschick geschehen konnte. Da erblickte sie auch schon die mit Gicht geschundene Hand des Mannes. Sie hatte Mitleid mit ihm und holte aus der Tiefe ihrer Rocktasche einen Tiegel. In diesem Tiegel befand sich eine gelbe, stinkende Paste. Die Herrin des Hauses trug ihm auf, jeden Abend für sieben Tage lang die Paste auf seine erkrankte Hand zu reiben. Der Knecht war verunsichert, beschloss aber dennoch, dies auszuprobieren.

Am siebten Tag konnte er seinen Augen nicht trauen. Seine als unheilbar geglaubte Hand war geheilt. Er war außer sich vor Freude, doch im nächsten Moment überkam ihn eine böse Vorahnung. Er bekam es mit der Angst zu tun und suchte Rat bei der weißen Köchin. Als diese die Worte des Knechtes hörte und mit eigenen Augen die geheilte Hand sah, bekreuzigte sie sich. Sie war überzeugt, die Gutsherrin sei eine Hexe und es ginge nicht mit rechten Dingen zu. Beide beschlossen, die Gutsherrin im Auge zu behalten, doch Vorsicht war geboten. In den nächsten Tagen kochte und versorgte die Köchin die Herrin und der Knecht erledigte die ihm aufgetragenen Aufgaben, um diese zufriedenzustellen.

Am dritten Tag vernahmen die beiden Bediensteten aus dem Raum neben der Küche ein lautes Stampfen und Gelächter. Der Knecht musste unbedingt erfahren, was dort vor sich ging. Er schlich sich in die Nähe des Zimmers und lauschte. Ganz vorsichtig ging er einen Schritt nach dem anderen weiter Richtung Tür, bis er in das rostige Schlüsselloch hineinsehen konnte. Was er nun sah, verschlug ihm die Sprache. Um einen runden Tisch, auf welchem etliche Kerzen standen, versammelten sich sieben Damen. Diese waren genau wie die Gutsherrin feierlich gekleidet. Sie trugen lange schwarze Gewänder, welche bis auf den Boden reichten. In der Mitte des Tisches stand ein Gefäß. Dieses Gefäß ähnelte jenem, welches er von seiner Herrin mit der Paste für

seine Hand bekam. Allerdings war es mit einer blutroten Flüssigkeit gefüllt. Es hatte fast den Anschein, als ob es glühen würde. Die Frauen rieben sich die Arme und die Beine mit dieser Flüssigkeit ein, dann stimmten alle gemeinsam einen seltsamen Singsang an. Als dieser beendet war, sprach die erste Frau mit dunkler Stimme den Satz: „Über Hecken und Sträucher.“ Danach erhob sie sich in die Luft und flog aus dem geöffneten Fenster. Die anderen sechs Frauen taten es ihr nach. Als sie verschwunden waren, riss der Knecht die Tür auf und stürzte in das Zimmer. Was er eben gesehen hatte, konnte er nicht glauben. Die Köchin rannte hinterher und bekreuzigte sich mehrfach. Der Knecht war außer sich vor Aufregung. Unbedingt wollte er es ihnen gleichtun. Er rieb sich Arme und Beine mit der roten Flüssigkeit ein und sprach ganz laut den Hexenspruch. Im nächsten Moment erhob er sich vom Boden und flog ebenfalls aus dem Fenster.

Es war ein wilder Flug in einer rabenschwarzen Nacht, welche nur durch den großen Vollmond erhellt wurde. Egal, was der Knecht auch versuchte, er konnte den Flug nicht stoppen. Als er eine Weile geflogen war, erkannte er in der Nähe mitten im Wald eine große Lichtung. Auf dieser, mit verschiedenen Sandsteinen umrundeten Lichtung, loderte in der Mitte ein riesiges Feuer. Genau darauf steuerte er zu. Plötzlich endete der Flug und der Knecht landete im Gras.

Als er aufblickte, sah er seine Gutsherrin vor sich stehen. Sie war wieder nicht erzürnt, sondern lächelte ihn freundlich an. „Wie ich sehe, hast du unser Geheimnis enthüllt. Wenn du schon einmal hier bist, lade ich dich ein, mit uns zu tanzen, zu feiern und zu lachen.“ In diesem Moment blickte der Knecht auf und sah, dass auf der Lichtung zahlreiche Frauen tanzten, lachten und sangen. Der Festplatz war umsäumt von vielen kleinen weiteren Feuern. Es herrschte eine ausgelassene Stimmung. Die Gutsherrin reichte dem Knecht einen Becher mit einer süßlich schmeckenden Flüssigkeit. „Hier, trink mit uns.“ Der Knecht nahm den Becher entgegen und leerte ihn in einem Zug. Das Gebräu wärmte wohligh seinen Magen. Seine Stimmung erhob sich zugleich. Er lachte und tanzte. In diesem Moment erhellte ein greller Blitz den Nachthimmel und ein lauter Donnerschlag ertönte. Die Frauen schrien und duckten sich. Im nächsten Moment erschien ein roter Nebel. Aus diesem Nebel trat eine männliche Gestalt. Die Gestalt war groß gewachsen, mit breiten Schultern und trug ein nachtschwarzes Gewand. Der Knecht war starr vor Schreck. Die Hexen begannen, sich nacheinander vor dem Mann zu verneigen. Der Knecht erwachte aus seiner Starre und versuchte, die Gelegenheit zu nutzen, um in den tiefen, dunklen Wald zu flüchten. In diesem Moment zeigte die Gestalt auf den Flüchtenden. Durch diese Geste wirbelte das Gewand der Kreatur hoch. Doch anstelle der Füße konnte der verängstigte Mann nur Hufe erkennen. Nun wurde ihm bewusst, dass dies der Teufel sein musste. Mit einem gewaltigen Satz sprang der Teufel auf den Knecht zu. Der verzweifelte Knecht wusste nun, dass er sterben würde, und schloss die Augen. Doch nichts geschah. Als er die Augen wieder öffnete, konnte er gerade noch eine große, gelbe, nach Schwefel stinkende Wolke erkennen. Die Lichtung war wie leergefegt. Es gab keine Anzeichen mehr für das berauschende Fest, für die Hexen oder den Teufel. Nun musste er verwirrt zu Fuß den langen Heimweg antreten. Eines war er sich fortan gewiss: Hexen und der Teufel existieren.

Die Stimmen des alten Schlosses – Elias Schröder & Louis Topolski

Es war einmal ein altes Schloss auf einem Hügel über dem Ort Waldfischbach-Burgalben. Niemand wusste genau, wie alt es war. Die Mauern waren kaputt und die Türme teilweise eingestürzt. Viele Menschen hatten Angst vor diesem Ort. Denn in der Nacht, so erzählte man sich, konnte man dort Lichter sehen und Stimmen hören.

Eines Tages kam ein junger Wanderer in die Gegend. Er hörte von dem Schloss und wurde neugierig. Am Abend machte er sich auf den Weg. Der Wald war still, aber auch ein bisschen unheimlich. Der Wind rauschte durch die Bäume, und es klang fast so, als würden sie flüstern. Der Wanderer hatte ein mulmiges Gefühl, aber er ging weiter. Schließlich stand er vor dem Schloss. Der Mond schien auf die alten Mauern, und es sah aus, als würden sich Schatten in den Fenstern bewegen. Langsam ging er hinein. Drinnen war es dunkel und ruhig. Plötzlich hörte er Schritte. Doch er war ganz allein. Dann hörte er eine leise Stimme: „Wer hier bleibt, muss sich selbst begegnen.“ Der Wanderer verstand die Worte nicht ganz, aber er folgte der Stimme. Er ging durch einen langen Gang. Es war, als würde sich der Weg verändern.

Er öffnete eine Tür und kam in einen dunklen Raum. Dort spürte er große Angst. Es waren seine eigenen Ängste, die plötzlich ganz stark wurden. Er musste mutig sein, um weiterzugehen.

Im nächsten Raum hörte er ein leises Flüstern. Es erinnerte ihn an Fehler, die er gemacht hatte. Dinge, die er lieber vergessen wollte. Es war schwer, daran zu denken, aber er blieb stark und ging weiter. So ging er durch viele Räume. Jeder Raum zeigte ihm etwas über sich selbst: seine Ängste, seine Fehler, aber auch seine Träume. Und immer sah er ein kleines Licht, das ihm den Weg zeigte. Am Ende kam er in einen hohen Turm. Dort war es ganz still. Ein Lichtstrahl fiel durch ein kaputtes Fenster. Der Wanderer trat in das Licht. Plötzlich wurde alles hell. Es fühlte sich an, als würde das Schloss leben. In diesem Moment verstand er: Die Stimmen und Schatten kamen nicht vom Schloss. Sie kamen aus ihm selbst. Das Schloss hatte ihm geholfen, sich selbst besser zu verstehen.

Am nächsten Morgen verließ er den Ort. Das Schloss sah wieder still und leer aus. Doch der Wanderer hatte sich verändert. Er war mutiger geworden. Und noch lange erzählten die Menschen, dass man in manchen Nächten Stimmen aus dem Schloss hören kann – als würde es die Geheimnisse der Menschen bewahren.

Der Teufel und sein Tisch – Linda Fejza & Rinesa Berila

Es war einmal ein kleines Dorf, still und idyllisch zwischen sanften Hügeln gelegen. Alles schien in bester Ordnung zu sein, und die Menschen lebten friedlich miteinander. In diesem Dorf lebten auch ein Bruder und eine Schwester, die nach dem Tod ihrer Eltern alleine zurückgeblieben waren. Sie hatten niemanden mehr auf dieser Welt außer einander.

Das Dorf war ruhig, beinahe zu ruhig, und nichts schien dieses stille Glück zu stören. Doch eines Nachts, als längst alle Dorfbewohner schliefen, wanderte der Teufel durch die Berge. Müde vom langen Gehen suchte er einen Ort, an dem er rasten konnte. Doch weit und breit fand sich weder Tisch noch Stuhl, an dem er hätte Platz nehmen können. Da packte ihn der Zorn. Seine Augen glühten rot wie die Hölle selbst. Mit gewaltiger Kraft hob er zwei große Steine aus der Erde und setzte sie aufeinander, sodass daraus ein Tisch entstand. An diesem steinernen Tisch ließ er sich nieder und hielt sein Mahl. Als das Dorf am nächsten Morgen erwachte, erblickten die Bewohner den seltsamen Tisch. Niemand wusste, wie er dorthin gekommen war, doch bald flüsterten sie einander zu: Nur der Teufel könne solch ein Werk vollbracht haben. Alle glaubten daran – bis auf einen: den Bruder. Als er hörte, was die Dorfbewohner sagten, ging er hinaus und lachte über sie. Er verspottete ihren Aberglauben und erklärte, es sei töricht zu glauben, der Teufel selbst habe diesen Tisch errichtet. Um ihnen zu beweisen, wie unsinnig ihre Furcht sei, beschloss er, in der kommenden Nacht um Mitternacht zum Tisch zu gehen und dort auf den angeblichen Teufel zu warten.

Seine Schwester aber brach in Tränen aus. Sie flehte ihn an, nicht zu gehen, denn sie fürchtete um sein Leben. Schon hatte sie ihre Eltern verloren, und der Gedanke, auch noch ihren Bruder zu verlieren, erfüllte sie mit großer Angst. Doch der Junge versprach ihr, bald wiederzukommen und dass sie sich keine Sorgen machen müsse. Schließlich glaubte das Mädchen ihrem Bruder, und so zog er in die Nacht hinaus und wartete am steinernen Tisch. Als die Mitternachtsstunde schlug, erhob sich plötzlich ein Wind, der immer stärker wurde, bis er beinahe einem Sturm glich. Da ertönte ein lauter, grauenvoller Schrei, der durch das ganze Dorf hallte und den Bewohnern das Blut in den Adern gefrieren ließ. Und die Schwester wusste sofort: Ihr Bruder war nicht mehr. Sie weinte bitterlich, denn alles, was ihr noch geblieben war, hatte sie verloren.

Am nächsten Morgen wussten auch die Dorfbewohner, dass das Mädchen nun ganz alleine war. In großer Angst beschlossen sie, den steinernen Tisch zu zerstören. Sie hofften, dass der Teufel ohne seinen Tisch nicht mehr zurückkehren würde. Doch das Mädchen konnte diesen Gedanken nicht ertragen. Am Abend machte sie sich heimlich auf den Weg zum Teufelstisch. Kurz vor Mitternacht versteckte sie sich hinter einem Busch und wartete zitternd darauf, ob der Teufel wieder erscheinen würde. Er ließ nicht lange auf sich warten. Als die Mitternachtsstunde schlug, kam erneut der Wind auf, und der Teufel erschien. Das Mädchen bebte vor Angst, doch sie wartete, bis der Teufel sein Mahl beendet hatte und sich satt zurücklehnte. Dann trat sie aus ihrem Versteck hervor, nahm all ihren Mut zusammen und sprach: „Teufel, du hast mir meinen Bruder genommen. Gib ihn mir zurück. Ich will alles tun, was du verlangst. Ich kann dir helfen.“ Der Teufel, neugierig geworden über das Angebot des Mädchens, beschloss, sie vorerst nicht zu verschlingen. „Nun gut“, sagte er. „Sag mir: Was hast du mir zu bieten?“ Das Mädchen antwortete: „Die Dorfbewohner haben Angst und wollen deinen Tisch zerstören, damit du nicht mehr zurückkehren kannst.“ Der Teufel lachte nur. „Das ist nichts wert. Wenn sie den Tisch zerstören, baue ich mir einfach einen neuen.“ Da überlegte das Mädchen kurz und sagte dann: „Ich kann die Dorfbewohner davon überzeugen, den Tisch stehen zu lassen. Dann kannst du

immer wieder zurückkehren und hier dein Mahl halten.“ Der Teufel wurde aufmerksam. „Und wie willst du das anstellen?“ Das Mädchen antwortete:

„Gib mir meinen Bruder lebendig zurück – dann werde ich es dir beweisen.“ Der Teufel willigte ein. Da öffnete sich plötzlich die Erde und aus dem Boden trat der Bruder hervor, lebendig und unversehrt, als wäre ihm nie etwas geschehen. Das Mädchen ergriff seine Hand, und beide machten sich auf den Weg zurück ins Dorf. Doch der Teufel rief ihnen nach:

„Wenn morgen mein Tisch nicht mehr hier steht, werde ich das ganze Dorf verschlingen, sodass niemand übrig bleibt.“ Erschrocken versprach das Mädchen, dass der Tisch am nächsten Tag noch dort stehen würde – obwohl sie selbst noch nicht wusste, wie sie das bewerkstelligen sollte.

Als der Morgen anbrach, stellte sich das Mädchen mitten ins Dorf und verkündete: Ihr Bruder sei zurückgekehrt. Er habe sich im Wald versteckt und sich einen Scherz daraus gemacht, dass alle glaubten, der Teufel speise an diesem Tisch.

Zuerst glaubten die Dorfbewohner ihr nicht. Doch als der Junge erschien, gesund und unverletzt, begannen sie zu zweifeln. Schließlich waren sie überzeugt, dass alles nur ein Streich gewesen war. So sahen sie keinen Grund mehr, den Tisch zu zerstören. Man beschloss, ihn stehen zu lassen, bis er eines Tages vielleicht von selbst verschwinden würde. Als der Teufel in der folgenden Nacht wiederkam und seinen Tisch unversehrt vorfand, war er sehr erstaunt. Er konnte nicht begreifen, wie dieses junge Mädchen ein ganzes Dorf davon überzeugt hatte, dass es keinen Teufel gebe. Neugierig schrieb er eine Nachricht auf ein Blatt: Das Mädchen solle in der nächsten Nacht um Mitternacht an seinen Tisch kommen. Das Blatt verbrannte er in einer Flamme und erschien auf wundersame Weise vor dem Mädchen. So kehrte sie in der folgenden Nacht wieder zum Tisch zurück. Der Teufel sah auf sie herab und fragte:

„Wie konntest du, kleines Mädchen, das noch nicht einmal zwölf Jahre alt ist, ein ganzes Dorf überzeugen, meinen Tisch stehen zu lassen – obwohl sie den Schrei deines Bruders gehört haben?“ Das Mädchen schwieg einen Moment und antwortete schließlich ruhig:

„Ich musste ihnen nur zeigen, dass mein Bruder lebt und dass alles nur ein Scherz war. So konnten sie den Schrei erklären und auch sein Verschwinden in der Nacht.“

Dann fügte sie hinzu:

„Nun glauben sie, der Tisch sei einfach auf magische Weise entstanden. Ich habe mein Versprechen gehalten. Also lass nun unser Dorf in Ruhe.“ Der Teufel musste schließlich zugeben, dass das Mädchen ihn überlistet hatte. So blieb der Tisch an seinem Platz, die Dorfbewohner



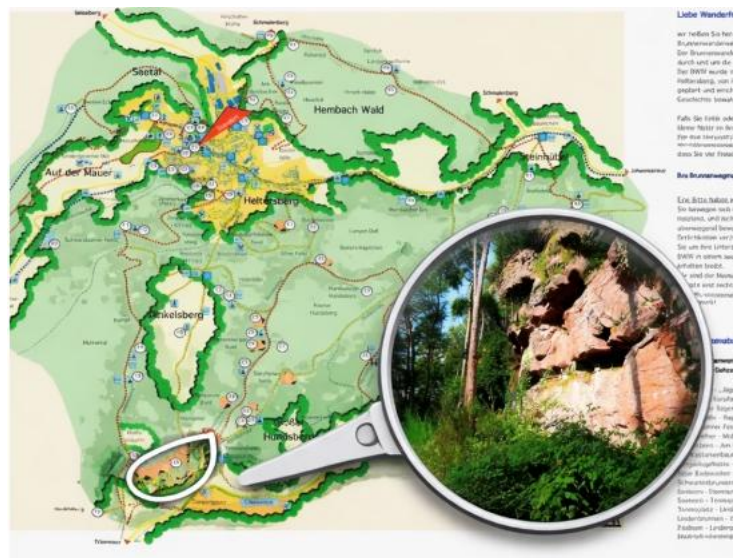
lebten wieder in Frieden und niemand störte den Teufel, wenn er zur Geisterstunde dort sein Mahl hielt. Doch nach sieben Tagen zog der Teufel weiter, denn nichts hielt ihn mehr auf dem Berg. Und so lebte das Dorf fortan ruhig und glücklich – als wäre nie etwas geschehen.

Der Fluch der zwölf Seelen – Miguel Stemmler & Peter Sester

Es war einmal ein Vater und sein Sohn, die in einfachen Verhältnissen lebten und doch reich waren an Vertrauen zueinander. Eines Abends kehrten sie von einem der drei großen Feste zurück. Der Wein war stark gewesen, die Nacht schon tief, und der Weg führte sie durch einen dunklen Wald, in dem die Natur nicht nur rauschte, sondern sprach. Bald verloren sie den Pfad. Die Bäume standen dicht wie Wächter, der Wind flüsterte, und tief im Herzen des Waldes erhoben sich die Seelenfelsen – ein Ort, von dem man sich erzählte, dass dort zwölf böse Seelen wohnten. Zwölf Schatten, die in der Nacht erwachten, um Wanderer zu prüfen, zu täuschen und in den Abgrund zu locken. Als der Vater mit seinem Sohn den Felsen erreichte, erschien ihnen ein Licht, das kalt war und flackerte. Dann ein drittes. Dann ein siebtes. Bald waren es zwölf. Die zwölf Seelen hatten sie entdeckt. Sie tanzten wie Irrlichter, nahmen Gestalten an, mal wie Menschen, mal wie vertraute Gesichter. Sie flüsterten, lockten, versprachen Schutz und den richtigen Weg. Der Vater spürte die Gefahr. Doch der Wein benebelte ihn, und die Stimmen wurden stärker. Er fragte sich, ob er nun den Lichtern folgen sollte. Er ging. Der Weg wurde schmaler, der Felsen steiler. Die Lichter rückten näher an den Rand. Sollte er seinem Gefühl misstrauen oder weitergehen? Er ging weiter. Die zwölf Seelen vereinten ihr Leuchten zu einer Gestalt. Eine edle Erscheinung, fast königlich, die ihm den sicheren Weg zu zeigen schien. Sollte er dieser Gestalt vertrauen? Er streckte die Hand aus. Im selben Augenblick erlosch das merkwürdige Licht. Der Boden verschwand unter ihm und der Vater fiel – tief hinab in die Dunkelheit der Felsen.

Der Sohn blieb allein zurück.

Die zwölf Seelen wandten sich nun ihm zu. Ihre Lichter wurden unruhig und hungrig. Sie wollten auch ihn. Doch da geschah etwas anderes. Ein neues Licht erschien. Es war dunkler als die anderen, ruhig und schwer zu erkennen, aber es war doch anders. Es flackerte nicht gierig, sondern gleichmäßig. Es näherte sich dem Jungen, vorsichtig. Der Sohn spürte es sofort.



„Vater ...?“

Es war die Seele seines Vaters. Nicht verloren, nicht böse – sondern wachsam geworden im Sturz. Sie hatte erkannt, was die zwölf Seelen waren, und stellte sich ihnen entgegen. Das dunkle Licht

blieb bestehen, als wolle es sagen: „Folge mir.“ Die zwölf Seelen flackerten wütend. Sie umkreisten den Jungen, versuchten ihn zu verwirren, zeigten ihm falsche Wege in sieben Richtungen durch sieben helle Lichter mit sieben Versprechen. Alle führten tief hinab. Doch das Licht des Vaters blieb – still und klar.

Der Sohn traf seine Entscheidung. Er folgte diesem einen Licht.

Es führte ihn fort von der Kante, weg von den flüsternden Stimmen, tiefer in den Felsen hinein, dort, wo die Seelenfelsen drei enge Durchgänge aufweisen. Die zwölf Seelen versuchten, ihn zu täuschen. Doch nur eines war ruhig. Nur eines war wahr. Der Sohn folgte dem dunklen Licht seines Vaters durch einen der drei Wege. Der Fels schloss sich um ihn, der Wald schwieg, und Schritt für Schritt führte ihn das Licht hinaus aus der Dunkelheit. Als er den Wald verließ, verschwand es. Am nächsten Morgen fand man den Vater unten am Felsen. Er lag reglos, wie tot, doch er lebte noch. Es war, als hätte seine Seele ihn nicht ganz verlassen.

Vater und Sohn wurden wieder vereint.

Doch seit jener Nacht erzählte man sich im ganzen Land: Dass an den Seelenfelsen zwölf böse Seelen wohnen. Dass sie mit Licht locken und mit Täuschung prüfen. Dass sie dich leise in die dunkle Tiefe des Abgrunds ziehen, als würdest du langsam in einen endlosen Traum hinabgleiten. Doch man erzählte sich auch: Dass die Liebe stärker sein kann als die Dunkelheit. Dass selbst eine gefallene Seele den Weg weisen kann. Und dass nicht jedes dunkle Licht böse ist.

Die Nebelfee des Karlstals - Luisa Sauer und Anne -Marie Braun

Vor langer Zeit lag das Karlstal still zwischen hohen Felsen und dunklen Wäldern. Der Nebel zog jeden Abend durch die Schluchten und der Bach rauschte geheimnisvoll. Die Menschen in den umliegenden Dörfern erzählten sich ein altes Märchen.

Im Nebel – nachts, wenn alles schlief und das Plätschern die Stille der Schlucht erfüllte, wenn der Mond am höchsten stand und das kalte Licht des Mondes die Schatten der Nacht durchbrach, dann geschah es – ein Glitzern, von dem eine unbeschreibliche Wärme ausging und die Schlucht in eine zeitlose, magische und geheimnisvolle Zwischenwelt eintauchte. Manchmal erschien eine Fee. In der Sage erzählte man sich, dass dies die Fee des Waldes sei. Doch gesehen hatte sie noch keiner – oder zumindest niemand, der zurückkehrte, um davon zu berichten. Doch nicht nur sie strich durch die Wälder und tauchte die Schlucht in ihren Zauber. Tief in den Höhlen des Karlstals erzählte man sich, dass dort eine Bande Räuber hauste und jeder, der ihren Weg kreuzte, auf das Schrecklichste verdammt sein würde. Doch einer von ihnen war anders als die anderen. Es ging ihm nicht um Gold oder Schätze. Er wollte niemandem etwas Böses. Ein junger Räuber mit gutem Herzen, dazu verdammt, das Leben eines Räubers führen zu müssen. Eines Nachts, als der Mond am höchsten stand und die Schlucht eine besänftigende Stille durchzog, tief in den Höhlen verborgen, dort, wo das Böse schlummerte und nur darauf wartete zu erwachen, schlich sich ein junger Räuber aus den Höhlen. Er liebte die Ruhe der Natur und streifte nachts

allein durch das Tal. Allein lief er durch die dunkle, von Ruhe erfüllte Schlucht. Wie von Zauberhand lief sein Körper von selbst – wie jede Nacht – zu seinem Felsen. Auf seinem Weg begegnete ihm eine Hasenfamilie – genau zwölf. Um Punkt zwölf traf er auf seinem geliebten Fels der Ruhe ein und ließ sich nieder. Sein Blick schweifte durch die Gegend – wie jede Nacht. Das Plätschern des Wasserfalls hallte durch die Gegend und füllte die Ruhe mit einem angenehmen Laut. Die Schlucht ragte in den Himmel. Von dort unten sah alles so riesig aus. Der Nebel, der durch das Tal strich – wie jede Nacht –, verlieh dem Ort seine besondere Stimmung. Doch der junge Räuber merkte sofort, dass heute etwas anders war. Vorsichtig ließ er seinen Blick umherschweifen, in der Hoffnung zu finden, was er suchte. Auf einmal erschien, ganz klein, hinten im Nebel, hinten am Wasserfall ein Licht. Anfangs war es nur ein kleiner Punkt, der rasant an Helligkeit zunahm. Verwirrt blickte der junge Räuber das Licht an, das wie von Zauberhand so schnell, wie es gekommen war, auch wieder verschwand. Er glaubte, er würde träumen. Doch als sich der junge Räuber umdrehte, um kehrt zu machen, erschrak er. Vor ihm, in der Luft schwebend, war ein kleines, leuchtendes Wesen. Als er dabei war, sich zu sammeln, setzte das Wesen schon an zu sprechen: „Wer seid ihr und was macht ihr hier in meinem Tal?“ Verwirrt blickte er das Wesen an. „Verzeiht mir, doch erlaubt mir zu fragen, wer ihr seid.“ Da begann das Wesen zu erzählen.

Es erklärte, dass sie einst ein Mädchen aus einem Dorf war, das durch einen Fluch an das Tal gebunden wurde, als sie zwölf Jahre alt war. Sie erzählte ihm, dass der Fluch nur gebrochen werden konnte, wenn jemand aus echter Güte auf Gewalt verzichtet. So wurde sie zur Nebelfee des Karlstals.

Der junge Räuber empfand großes Mitleid, doch er wusste nicht, wie er ihr helfen könnte. Sie erzählten die gesamte Nacht lang. Auch er erzählte von seinem Schicksal, dass er nur Räuber geworden war, weil ihm früher Unrecht getan wurde. Als es allmählich begann zu dämmern, musste sich der junge Räuber sputen. Geschwind verabschiedete er sich von der Fee und machte sich auf den Heimweg zurück in die Höhlen. Gerade noch rechtzeitig kam er an, bevor die anderen Räuber etwas bemerkten. Doch das sollte nicht das letzte Treffen der beiden bleiben. Bevor er verschwand, versprach er ihr, wiederzukommen und sich etwas auszudenken, wie er der Fee helfen könne.

Es folgten zwölf weitere Treffen tief in der Nacht im Verborgenen. Eines Tages erzählte der Anführer der Räuberbande von seinem nächsten Ziel. Eine Gruppe von Reisenden sollte ihr nächstes Opfer werden. Der junge Räuber war innerlich zerrissen. Doch dann traf er seine Entscheidung. Er stellte sich der Bande entgegen und rief: „Lasst sie frei und gebt ihnen ihre Kleidung zurück!“

Die Räuber wichen zurück. Der Bann war gebrochen. Am Abend kehrte er zur Fee zurück. Doch statt der Fee erschien eine junge Frau. Der Fluch war gebrochen. Sie fiel ihm in die Arme. Und die Schlucht erstrahlte im Licht. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Der Turm im Nebel – Laura Detterer

Es war einmal, vor langer, langer Zeit, in einem abgelegenen Tal, wo die Wälder die Hügel dicht schmückten, da erhob sich aus verwittertem Stein ein Turm. Er stand dort wie ein einsamer Gedanke in der endlichen Leere des Bewusstseins. Man munkelte, der Turm sei älter als je ein Gebäude errichtet, älter als die Geschichten, älter als die Lieder und auch älter als die Wege im Wald – ja, so alt.

Zu kühlen Tagen kroch der Nebel aus den Tiefen der Täler und legte sich um die Hügel wie ein totenstilles Meer. Die Blätter klangen wie das Rauschen der Wellen, der Rhythmus wie ein Herzschlag der Wälder, und die Bäume ragten aus dem Nebel wie schwarze Inseln am Küstenmeer. Wanderer sagten, der Wald wäre lebendig. Es ging herum, dass bei Nacht und einer unnatürlichen Stille im Wald sich ein Unwesen herumtreibe, dass der Wald flüstern würde – nicht laut, sondern nur wie ein ferner Gedanke. Alte Bewohner des Dorfes erzählten Sagen von der Seele der Natur und dass die dunklen Gefühle der Menschen in ihr Wurzeln schlugen. Es entstanden Dinge oder Wesen, die nicht ganz Tier, noch ganz Mensch oder Schatten waren. Man nannte sie Nebelkriecher, Flüsterwölfe, Knochenhirten, Nachtkrähen oder auch Fenstergreifer. Diese Sagen wurden von Wächtern aus ganz alter Zeit erzählt, so verwehten die Erzählungen von Zeit zu Zeit Stück für Stück im Atem des Waldes und im Wandel der Zeit.

Vor vielen Jahren lebte dort oben einst ein Wächter, Arved. Er war ein stiller Mensch, wie ein Geheimnis der Gesellschaft, der die Einsamkeit liebte.

Nachts, oben auf der Spitze des Turms, dort fielen ihm die Sterne in Sicht. Er stellte sie sich wie tausende Augen vergangener Wächter vor, die ihn auf dem Weg schlafloser Nächte begleiteten. Er begann zu glauben, dass der Himmel selbst ihn beobachtete. So schwor er mit dem Wächterspruch: „Solange ein Wächter sieht, kann die Dunkelheit nicht eintreten“, seine Treue.

Daraufhin entwickelte sich seine Seele seltsam empfindlich. Er hörte Dinge, die andere nicht hörten. Der Wind wurde von einem schönen, lieblichen Pfeifen zu hilfeflehenden und jauchzenden Stimmen, der Wald wie ein murmelndes Meer, welches langsam seine Geheimnisse an die Oberfläche trieb. Und der Nebel wie ein erstickender Schleier, welcher ihm die Atemwege schnürt und ihn weiter in seine Tiefen zieht. Als der Nebel eines Nachts besonders dicht aus dem Tal stieg, entdeckte Arved etwas. Kein Heer, kein Feuer. Schatten. Schatten, die sich bewegten. Es schienen Wesen gewesen zu sein, die nicht ganz Tier, noch ganz Mensch oder Schatten waren. Sie krochen durch die nassen Laubblätter, schlichen auf allen Vieren über die Dornen und Steine, gruben sich aus den Wurzeln der Bäume und zogen sich mit meterlangen Armen durch die Äste. Alle steuerten auf den Turm und das dahinterliegende Dorf zu. Sofort warnte Arved das ganze Dorf vor der Gefahr. Doch man hielt ihn für wahnsinnig. In jener Nacht begann er zu zweifeln. Die nächste Nacht entdeckte Arved eine uralte Inschrift in den Steinen des Turms:

„Der Turm sieht durch den, der für ihn wacht.“ Als er sie berührte, geschah etwas Unfassbares.

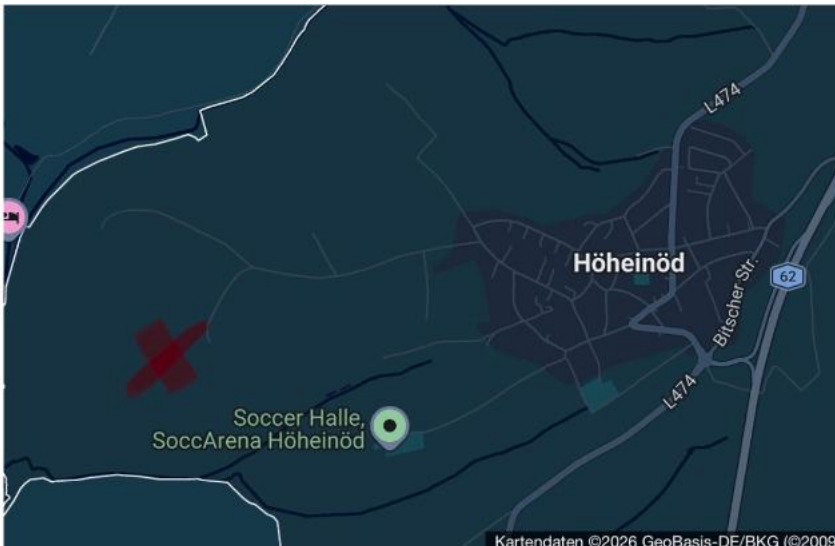
Er verlor sein Gesicht. Doch er gewann etwas anderes: die Sicht des Turms.

Von nun an wachte er jede Nacht. Viele Jahre später kam ein junger Mann namens Thorfinn. Er sah die Wahrheit. Die Schatten entstanden aus den Menschen selbst. Und der Turm hielt sie nur auf. „Solange ein Wächter sieht, kann die Dunkelheit nicht eintreten.“ Doch eines Tages würde kein Wächter mehr da sein. Und dann würde die Dunkelheit kommen. Und wenn sie nicht verschwunden sind, dann wachen sie noch heute.

Die Sage von der Burg auf dem Horschelkopf – Celina Vater

Es war einmal ein armes Bauernmädchen aus Höheinöd, das mit ihrer Mutter und ihren zwei kleinen Schwestern alleine in einer kleinen, alten Hütte wohnte. Sie hatten kaum Geld und sie kamen immer nur sehr knapp über die Runden. Sie sah ihre Mutter als Vorbild, da sie mit dem Alter merkte, wie hart ihre Mutter arbeitete, um sie ernähren zu können, und trotzdem immer mit einem Lächeln und viel Zeit für die Kinder nach Hause kam.

Als eines Tages ihre Mutter sich wie gewohnt zur Arbeit aufmachte, trug sie dem Mädchen auf, sie solle doch die Hütte wieder auf Vordermann bringen, da die königlichen Hofangestellten heute vorbeikämen, um die Steuern für den König einzusammeln. Also tat sie, wie ihre Mutter es ihr befohlen hatte. Sie wusch die Wäsche, machte den Abwasch und zum Schluss schrubbte sie die ganze Hütte, bis alles funkelte. Als sie fast fertig war mit Ordnung machen, fiel ihr auf, dass in der Küche unter dem Ofen drei Fliesen anders aussahen als der Rest. Sie ging darauf zu und merkte,



dass diese eben auch sehr locker waren. Es ließ ihr keine Ruhe und sie versuchte, die Fliesen herauszubekommen, was ihr auch gelang. Sie zog die Fliesen heraus. Das Mädchen glaubte ihren Augen nicht, was unter ihnen verborgen lag. Sie fand ein kleines Kästchen. Darin waren viele kleine Zettel mit Zeichnungen, welche sie aber nicht deuten konnte. Doch

dann ein größeres Blatt, worauf die Sage von der Burg auf dem Horschelkopf geschrieben stand. In diesem Moment war sie dankbar, dass ihre Mutter ihr das Lesen gelehrt hatte, denn so etwas ließ sie sich nicht entgehen. Es hieß, dass ein grausamer Burgherr über Höheinöd geherrscht hatte, der seinen Untertanen nichts Gutes wollte und harte Strafen aussprach, wenn ihm etwas nicht gefiel. Er zeigte keinerlei Reue oder Mitleid für seine Leute. Es schien, als seien sie ihm alle egal und nur der Reichtum und die Angst machten ihn glücklich.

Als an einem regnerischen Tag ein hilfloser Wanderer die Burg betrat und nach Zuflucht vor dem Unwetter fragte, wurde dieser nur spöttisch ausgelacht und einfach weggeschickt. Kurz bevor er an den Toren angekommen war, drehte er sich noch einmal um und sprach zu ihm: „Ihr macht einen gewaltigen Fehler, mein Herr, diese Burg soll vergehen, samt eurer Belegschaft und sie soll niemals wieder gefunden werden.“ In dem Moment lachte der König spöttisch und machte sich über den alten Spinner lustig. Er konnte doch so einen Schwachsinn nicht glauben. Er hatte einen riesigen Schatz, der ihn die nächsten 100 Jahre noch versorgen kann, und so einfach könne ja auch keine Burg verschwinden von einem auf den anderen Tag.

In der Nacht kam ein schweres Unwetter auf. Es schüttete wie aus Eimern und gewitterte sehr stark. Als die Kirchturmuhre 12 schlug, blitzte es dreimal und alles war ruhig. Als am nächsten Tag die Sonne aufging, war sie weg. Die Burg war einfach weg, als hätte es sie nie gegeben. Keine Spuren waren zu sehen und mit der Burg auch der riesige Schatz. Das Mädchen war ganz verwirrt, ob an dieser Sache wirklich etwas dran sei. Es ließ ihr keine Ruhe. Sie schaute sich die kleinen Zeichnungen noch einmal genauer an und dann kam sie darauf. Es war ein Puzzle. Sie musste nur die richtigen Teile finden, die zueinander passten. Als sie dies geschafft hatte, fiel ihr auf, dass drei Teile des Puzzles fehlten. Aber das machte dem klugen Mädchen nichts aus. Sie war stark entschlossen, den Schatz für sich und ihre Familie zu finden, und wenn es das Letzte ist, was sie tun würde. Und so machte sie sich auf den Weg. Sie hinterließ ihrer Mutter eine kurze Nachricht, dass sie sich keine Sorgen machen müsse und es bald alles besser wird. Auf der Karte war noch nicht sehr viel zu erkennen. Es war nur ein Weg zum Waldrand abgebildet, dessen Ziel mit einem roten Punkt markiert war. Sie musste nicht sehr lange laufen, bis sie am Ziel angekommen war. Doch irgendetwas kam ihr komisch daran vor. Es war nichts zu sehen weit und breit. Das Mädchen überlegte schon umzukehren, doch dann fiel ihr die Karte herunter und sie merkte, dass etwas auf der Rückseite stand: „Rufe dreimal Zack, Zack, Zack.“ Als sie das tat, raschelte es plötzlich im Gebüsch und ein kleiner Zwerg sprang heraus. Er fragte, wie er ihr helfen könne und sie erklärte ihm alles bis hin zur unvollständigen Karte. Er wusste direkt, wie er ihr helfen konnte und zog ein Teil der Karte aus seinem kleinen Hosensack heraus. Die zwei verstanden sich sehr gut und er bot ihr an, sie zu begleiten und ihr zu helfen, den Schatz für ihre Familie zu finden. Also puzzelten sie das fehlende Stück der Karte an den rechten Fleck und gingen los. Der Weg führte sie immer tiefer in den Wald hinein und es wurde dunkler und dunkler. Als die zwei fast nichts mehr sahen, entschieden sie, ein Nachtlager aufzuschlagen und zur Ruhe zu kommen. Als sie sich gerade schlafen legen wollten, hörten sie laute, leise und düstere Stimmen im Wald. Es hörte sich an wie Warnungen oder Hilfeschreie. Keiner konnte ein Auge zumachen, sie waren die ganze Nacht auf Alarmbereitschaft.

Am nächsten Morgen waren sie sich einig, dass diese Stimmen nicht von Bedeutung waren und gingen weiter. Aber dem Mädchen ging eine Stimme nicht mehr aus dem Kopf. Sie schrie: „Herz, dein Herz, es ist rein!“ Als sie an dem zweiten Punkt endlich ankamen, fanden sie eine alte, kleine, verwilderte Hütte vor. Den Zwerg überkam Angst. Er wusste genau, wo sie waren, nämlich an der Hütte der bösen Hexe. Er warnte das Mädchen, dass sie es doch lassen sollten und bestimmt

auch ohne das zweite fehlende Teil der Karte den Schatz finden würden, doch das Mädchen blieb standhaft. Sie war mutig und klopfte dreimal an die Tür. Der Zwerg versteckte sich hinter ihr, als plötzlich die alte Tür knarrte und wie von Zauberhand aufging. Sie traten ein. Es sah aus, als hätte hier nie jemand gewohnt. Sie sahen sich ein wenig um, bis sie durch ein lautes Scheppern hinter ihnen aufgeschreckt wurden. Sie drehten sich hastig um und da stand sie: eine alte Frau, die ganz und gar nicht böse aussah, eher etwas durcheinander und hilflos. Sie fragte die zwei, was sie hier suchten, und das Mädchen erzählte ihr alles und dass die zwei auf der Suche nach etwas wären und dafür ein Teil ihrer Karte noch fehlen würde. Den Schatz ließ sie diesmal aber ganz aus der Unterhaltung, da sie ihr nicht über den Weg traute. Sie dachte sich, was, wenn der Zwerg wirklich recht hat und diese alte Frau wirklich eine böse Hexe war und den Schatz am Schluss für sich haben möchte. Die alte Dame wusste genau, wovon sie sprachen und wollte ihnen nur das fehlende Teil geben, wenn sie ihr drei blaue Blumen brächten. Das Mädchen dachte nicht lange nach und machte sich mit ihrem Gefährten auf den Weg, ihr die drei blauen Blumen zu pflücken. Der kleine Zwerg wusste genau, wo diese wuchsen, also liefen sie durch den dunklen Wald, bis sie an eine Lichtung kamen. Dort standen sie: drei wunderschöne blaue Blumen. Sie pflückten sie, packten sie ein und machten sich auf den Rückweg. Die zwei fühlten sich erleichtert, als sie wieder ankamen und der alten Dame die Blumen übergaben. Sie hatten es fast geschafft, sie waren so kurz vorm Ziel, nur noch ein letztes Teil fehlte. Die Dame war sehr dankbar und sehr freundlich, als die zwei nach dem fehlenden Teil fragten und sie rückte es direkt heraus. Der Zwerg hatte immer noch kein gutes Gefühl und machte sich Gedanken, wofür die Hexe wohl diese drei Blumen brauchte, aber er hatte nicht sonderlich viel Zeit, darüber nachzudenken, denn es wurde dunkel und sie mussten sich wieder einen Ort zum Schlafen suchen. In der Nacht hörten sie wieder die Stimmen, aber beschlossen diesmal, sie einfach zu ignorieren. Am nächsten Morgen machte sich das Mädchen wieder Gedanken über diese eine spezielle Stimme, die immer zurief: „Herz, dein Herz, es ist so rein!“

Als sie am nächsten Morgen das zweite Teil der Karte an den rechten Platz machen wollten, fiel ihnen auf, dass das nächste Ziel nicht wie die anderen zwei Male mit einem kleinen roten Punkt markiert war, sondern eher mit einem großen roten Kreis umrandet. Sie wunderten sich kurz, aber machten sich auf den Weg. Als sie an den Rand der umkreisten Fläche kamen und eintraten, merkten sie ein Gefühl der Sicherheit. So sicher hatten sie sich auf der ganzen Reise nicht gefühlt. Sie liefen ein bisschen weiter, aber fanden nichts, keine alte Hütte, gar nichts. An dem Punkt war sogar das Mädchen schon am Überlegen aufzugeben. Die zwei Mutigen waren sich aber einig, da es schon dunkel wurde, die Nacht noch hier in der sicheren Zone zu verbringen. Diese Nacht waren keine Stimmen zu hören. Es war leise, fast zu leise. Doch dann raschelte es im Gebüsch. Sie wurden wach und ein Mann mit Wanderstock stand vor ihnen. Das Mädchen erkannte ihn direkt, es war der Wanderer aus der Sage. Sie erzählten ihm von ihrer Reise und der alten Frau. Er warnte sie, gab ihnen das letzte fehlende Kartenstück und sagte ihnen, sie sollen sich beeilen.

Jetzt, wo sie alle Teile hatten, hatten sie auch den Weg zum Schatz. Sie eilten den Hügel hoch, doch waren nicht schnell genug. Die alte Dame war vor ihnen da. Es stellte sich heraus, dass sie

die alte Hexe war, die von dem alten Burgherrn in ihre Hütte verbannt wurde und nur durch einen Zauber mit den drei blauen Blumen befreit werden konnte. Die Hexe war auf Rache aus. Da ihr damals niemand geholfen hatte, wollte sie sich jetzt rächen. Als sie sah, dass das Mädchen und der Zwerg auf sie zueilten, verzauberte sie den Zwerg. Er lag regungslos auf der Wiese. Das Mädchen stand vor ihm und schaute ihn fassungslos an. Während das Mädchen um ihren Freund trauerte, zauberte die Hexe den riesigen, mächtigen Schatz aus dem Boden. Gerade als das Mädchen wieder hochschaute, sieht sie, wie die Hexe sich gerade Gold in ihre Tasche stecken wollte. Aber dann, in dem Moment, wie sie es gerade schnappen wollte und es in die Hand nahm, gab es einen lauten Knall und einen hellen Lichtblitz. Die Hexe war weg. Es gab keine Spuren mehr von der Hexe und mit der Hexe verschwand auch der Schatz. Jetzt hatte sie nicht nur ihre Familie enttäuscht, sondern auch noch einen Freund verloren. Sie lehnte sich über den Zwerg und fing bitterlich an zu weinen, bis spät in die Nacht. Doch als es immer später wurde, hörte sie wieder diese Stimmen, aber diesmal viel klarer und deutlicher: „Mädchen, dein Herz, dein Herz ist rein, nur ein Mensch mit reinem, ehrlichen Herz kann den Schatz bekommen.“ Sie stand auf, wischte ihre Tränen weg und trat immer näher in die Richtung, wo vorhin der riesige Schatz lag. Jetzt stand sie da oben auf dem Hügel, doch erst passierte nichts. Doch dann fing der Hügel an zu beben und direkt hinter ihr erschien der Schatz, so hoch wie sie selbst. Gold über Gold, es glänzte und funkelte. Sie konnte sich gar nicht richtig freuen und wusste auch gar nicht, wie sie den Schatz alleine transportieren sollte. Sie setzte sich vor den Schatz und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Doch dann hörte sie ein leises Husten. Es war der Zwerg. Er lebte und kam auf sie zu gehumpelt. Sie hatten es geschafft und packten so viel Gold in ihre Taschen, bis sie nichts mehr tragen konnten. Der Zwerg begleitete sie bis an den Waldrand und verabschiedete sich dann bei ihr und bedankte sich für dieses tolle Abenteuer. Das Mädchen umarmte ihn und sagte auf Wiedersehen. Als sie wieder im Dorf ankam, schloss sie ihre Mutter in die Arme. Unter Tränen erzählte das Mädchen, was sie alles erlebt hatte und von ihrem neuen Freund, den sie jetzt verlassen musste. Mit dem Gold, das sie mitbrachte, hatte die Familie nie wieder Sorgen und keine Probleme, über die Runden zu kommen. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Der herzlose Reiter der Sickinger Höhe – Inge Meyer & Maria Herzog

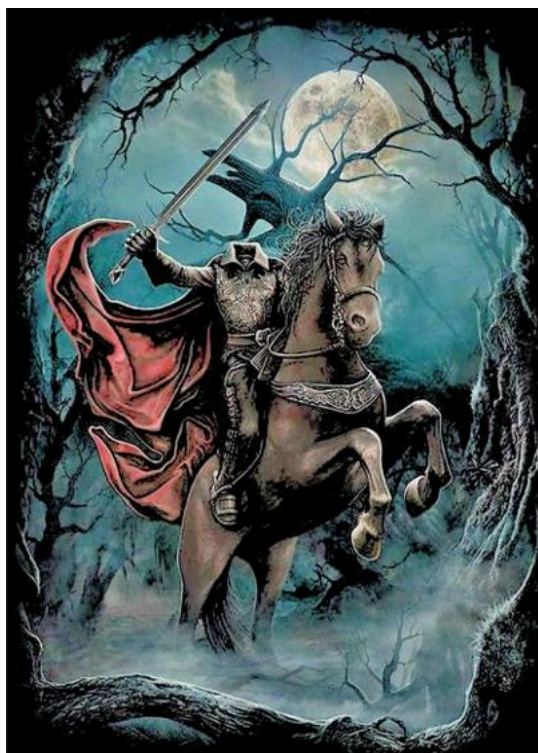
Es war einmal ein tapferer Ritter, der in einem großen Schloss lebte. Er war stark, mutig und wurde von allen bewundert. Doch dann wurde er tief in seinem Inneren kalt, denn er hatte sein Herz verloren. Niemand wusste genau, wie es passiert war. Manche sagten, er habe es aus Stolz verloren, andere meinten, es sei ihm genommen worden. Seitdem ritt er jede Nacht durch die dunklen Wälder. Man nannte ihn den herzlosen Reiter. Wenn man sein Pferd hörte, versteckten sich die Menschen voller Angst. Nicht weit davon lebte ein junges Mädchen. Sie war freundlich, hilfsbereit und glaubte immer an das Gute. Während die anderen Menschen den Reiter fürchteten, fragte sie sich, warum er so geworden war.

Eines Tages wurde die Mutter des Mädchens sehr krank. Kein Arzt konnte helfen. Da erinnerte sie sich an eine alte Geschichte: Tief im Wald sollte es eine magische Blume geben, die alles heilen

konnte. Doch sie wurde vom herzlosen Reiter bewacht. Trotz Angst machte sich Marina auf den Weg. Der Wald war dunkel und still. Plötzlich hörte sie Hufschläge. Der Ritter erschien vor ihr. „Warum bist du hier?“, fragte er mit kalter Stimme. Das Mädchen zitterte, aber sie blieb stehen. „Ich suche die Blume, um meine Mutter zu retten.“ Der Reiter sah sie lange an. „Wenn du die Blume willst“, sagte er, „musst du mir mein Herz zurückbringen. Es ist tief im Wald verborgen. Aber du wirst drei Prüfungen bestehen müssen.“ Sie nickte mutig und ging weiter. Bald kam sie zu einem wilden Fluss. Dort war ihre erste Prüfung. Das Wasser rauschte laut und die Strömung war stark. Es gab keine Brücke. Am Ufer saß ein alter Fuchs und sagte: „Viele sind hier gescheitert. Wie willst du hinüberkommen?“ Das junge Mädchen dachte nach. Dann bemerkte sie große Steine im Wasser, die halb verborgen waren. Doch sie waren rutschig. Der Fuchs sagte: „Du brauchst Mut, aber auch Verstand.“ Also sprang sie vorsichtig von Stein zu Stein. Einmal rutschte sie fast aus, doch sie gab nicht auf. Schritt für Schritt schaffte sie es ans andere Ufer. Der Fuchs nickte. „Du hast die erste Prüfung bestanden.“ Die zweite Prüfung war tief im Wald. Dort traf sie auf eine große, alte Eule, die auf einem Ast saß. „Niemand darf weiter“, sagte die Eule. „Nur wer mein Rätsel löst.“ Sie schluckte. „Dann stell es mir.“ Die Eule sprach:

*„Ich bin nicht lebendig, doch ich wachse.
Ich habe keine Lunge, doch ich brauche Luft.
Ich habe keinen Mund, doch Wasser tötet mich.
Was bin ich?“*

Sie dachte lange nach. Sie war unsicher. Doch dann erinnerte sie sich an ein Feuer im Kamin. „Du bist ... Feuer!“, sagte sie. Die Eule breitete ihre Flügel aus. „Richtig. Du bist klug. Du darfst weiter.“



Schließlich kam die dritte und letzte Prüfung für das Mädchen. Dort sah sie plötzlich ihre Mutter gesund und lächelnd. „Mein Kind, komm zurück“, sagte sie. „Ich bin schon geheilt. Du brauchst nicht weiterzugehen.“ Das Mädchen lief fast los ... doch dann blieb sie stehen. „Das ist nicht echt“, flüsterte sie. „Meine Mutter würde nicht wollen, dass ich aufgebe.“ Plötzlich verwandelte sich die Gestalt in dunklen Nebel. Eine Stimme erklang: „Du hast die schwerste Prüfung bestanden. Du bist deinem Herzen treu geblieben.“ Unter einer alten Eiche begann etwas zu leuchten. Das Mädchen fand das Herz des Ritters. Es schlug schwach. Sie nahm es vorsichtig und brachte es zurück. Als sie es dem Ritter gab, begann es hell zu leuchten. Seine Rüstung zerfiel und aus dem herzlosen Reiter wurde wieder der einst bewunderte Ritter mit großem Herz. Neben ihnen erschien die magische Blume. Sie nahm die Blume und rettete damit ihre Mutter. Der Ritter aber blieb nicht mehr allein. Er half den Menschen und wurde wieder ein Teil des Volkes. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Die Brüder der Felsen - Niko Detterer

Es war einmal, vor langer Zeit, tief im dunklen Wald des Pfälzerwaldes nahe Rodalben, da lebten zwei Brüder. Früher waren sie unzertrennlich. Sie halfen sich gegenseitig, teilten alles und hielten immer zusammen. Doch mit der Zeit veränderte sich etwas. Ein Streit entstand, und aus kleinen Meinungsverschiedenheiten wurde immer größerer Hass. Keiner der beiden wollte nachgeben. Stolz und Wut wurden stärker als ihre frühere Verbundenheit. Trotzdem spürten beide tief im Inneren, dass sie den anderen eigentlich vermissten. Eines Abends, als die Nacht über den Wald hereinbrach und der Mond schwach durch die Bäume schien, trafen sie sich wieder. Der Wald war still und wirkte geheimnisvoll, als würde er alles beobachten. Der Wind rauschte durch die Äste, und es war, als würde die Natur ihre Gefühle widerspiegeln. Die Brüder begannen erneut zu streiten. Doch diesmal zögerten sie kurz. Für einen Moment erinnerten sie sich daran, wie es früher gewesen war. Einer der Brüder wollte gerade etwas Versöhnliches sagen, doch sein Stolz hielt ihn zurück. Der andere spürte Reue, aber auch er schwieg.

In diesem Moment zog ein kalter Wind durch den Wald, und eine unsichtbare Kraft erfüllte die Luft. Plötzlich konnten sich die Brüder nicht mehr bewegen. Ihre Füße wurden schwer, ihre Arme erstarrten. Erst jetzt erkannten sie ihren Fehler. In ihren Gedanken bereuten sie ihren Streit und wünschten sich, sie hätten sich versöhnt. Langsam verwandelten sich ihre Körper in Stein. Doch in ihrem Inneren waren sie sich wieder nahe wie früher. Ihre letzte Erkenntnis war, dass ihr Streit sinnlos gewesen war und ihre Liebe als Brüder viel wichtiger gewesen wäre. Am nächsten Morgen standen an dieser Stelle zwei große Felsen – die Bruderfelsen. Seitdem erinnern sie die Menschen daran, wie wichtig Zusammenhalt ist. Man sagt, dass man in stillen Nächten im Wald manchmal ein leises Flüstern hören kann. Es klingt nicht mehr wütend, sondern ruhig und versöhnlich. So zeigt dieses Märchen, dass Menschen sich verändern können – doch manchmal kommt diese Erkenntnis zu spät.

Epilog

Im Verlauf dieses Projekts haben wir uns intensiv mit der Epoche der Romantik beschäftigt und dabei nicht nur theoretische Grundlagen erarbeitet, sondern diese auch praktisch umgesetzt. Dabei wurde deutlich, dass romantisches Denken nicht nur in historischen Texten existiert, sondern auch heute noch nachvollziehbar und erfahrbar ist – besonders in unserer eigenen Region, der Westpfalz.

Rückblickend war das Schreiben der Märchen der wichtigste Teil des Projekts, weil wir hier zeigen konnten, dass wir die Inhalte der Romantik wirklich verstanden haben. Wir haben nicht nur Wissen wiedergegeben, sondern es selbst angewendet und kreativ umgesetzt. Dabei wurde deutlich, dass Literatur nicht nur analysiert werden kann, sondern auch selbst gestaltet werden muss, um sie wirklich zu begreifen.

Das Fazit unserer Arbeit ist, dass die Romantik bis heute relevant ist und sich besonders gut mit unserer eigenen Umgebung verbinden lässt. Die Westpfalz ist nicht nur ein realer Raum, sondern auch ein Ort, an dem Geschichten entstehen können. Durch unsere Arbeit haben wir gelernt, dass Märchen oft einen wahren Kern haben und aus der Verbindung von Realität, Fantasie und menschlichen Erfahrungen entstehen.

Der Sinn dieses Projekts lag daher nicht nur darin, Märchen zu schreiben, sondern darin, zu verstehen, wie Literatur funktioniert und wie eng sie mit unserer Wahrnehmung der Welt verbunden ist. Gleichzeitig konnten wir erfahren, dass kreatives Arbeiten ein wichtiger Teil des Deutschunterrichts ist und hilft, Inhalte nachhaltiger zu verstehen.

Insgesamt hat das Projekt gezeigt, dass wir die Merkmale der Romantik nicht nur theoretisch erfassen, sondern auch praktisch anwenden können. Dadurch wurde die Epoche für uns greifbarer und verständlicher. Gleichzeitig konnten wir unsere eigene Region neu entdecken und erkennen, dass sie ein großes Potenzial für Geschichten und literarisches Arbeiten bietet.